Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 2

Artikel: Das Menschlein Matthias [Fortsetzung]

Autor: Ilg, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633804

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 2 - 25. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 12. Januar 1935

Drei Gedichte von Walter Dietiker.

Der tote Freund.

(In memoriam Ulrich Amstutz.)

Am blauen Strome hat mein Freund gelebt,
Den Blick von blauer Ferne auch gefangen.
Nun aber ist des Herzens Schlag verebbt,
Still sind des Hauses Läden zugegangen.

Im Dämmerlicht steht drinnen ein Altar,
Des Toten Asche erzgefasst zu tragen.
Und Blumen nimmt das Auge traumhaft wahr,
Die traurig sind und kaum zu atmen wagen.

Goldwellig aber rauscht der Strom vorbei —
Was weiss er denn vom Tod und solchen Dingen!
Ganz leise doch scheint eine Melodei
Aus meines Freundes Urne mitzusingen...

Mein letztes Lied.

Ob's meine Lippe nicht mehr spricht?
Mag's meine Feder nicht mehr schreiben?
Vielleicht, wenn einst mein Auge bricht,
Wird es in meinem Herzen bleiben.

Vielleicht, dass man's mit mir begräbt,
Vielleicht, dass sie's mit mir verbrennen
Wie manches, das in mir gelebt
Und das die Menschen doch nicht kennen.

Wie dem auch sei, ich klage nicht.
Das Tiefste bleibt uns selbst zu eigen
Wie in des Berges Schacht ein Licht,
Zu dem wir einsam niedersteigen.

Wald im Schnee.

Des Waldes Bäume stehn gelassen,
Sie tragen stumm den dichten Schnee.
Geheimnis, Ruhe sind die Strassen,
Vermummt und steinern schläft die Fee.

Verhalten flockt es aus der Fülle
Der Zweige in des Schweigens Raum,
Als rühre leis die tiefe Stille
Im Schlummer an den eignen Traum...

Das Menschlein Matthias. Roman von Paul Ilg.

2

An jenem denkwürdigen Tage war der kleine Matthias plötzlich allen im Wege, niemand nahm seine Angst wahr, selbst die Mutter hegte ihn nur verstohlen, als ob sie sich dessen vor den anderen zu schämen hätte. Allein die letzte Helle des früheren Seins erlosch in seinem Innern, als der Großvater, der sich anschickte, den schwankenden Wagen zu besteigen, ihm erklärte, daß er diesmal nicht mitfahren könne, sondern fortan bei der Basgotte auf dem Berge hausen müsse. Da zappelte und zuckte sein ahnendes Herz wie ein Fischlein im Sande; er wurde dem vor Elend prustenden Alten also gewaltsam vom Halse genommen, daß es zu erfühlen war, als sei diesem die Brust aufgewühlt und jenem der Lebensfaden abgerissen. Seitdem hatte Matthias den Großvater, dem er in treuer Sehnsucht anhing, nimmer gesehen, obwohl ihm nicht verborgen blieb, daß der Arme nicht weit von der verlorenen Heimat im Altmännerhause wohnte. Nur die Mutter erschien zuweilen auf dem Gupf, den trauernden Matthias mit Geschenken und anderen Liebeszeichen zu trösten, allein sie blieb stets nur einige Stunden, und auch diese wurden ihr fast jedes-

mal vergällt, denn die Basgotte lag ihr mit Zank und Klagen unaufhörlich in den Ohren.

Warum durfte er nicht wie andere Kinder bei seiner richtigen Mutter leben? Wohl wußte er, daß diese wochentags in der großen Treustädter Stickerei schaffen mußte, wo auch der Vettergötti werkte und jener Mächtige, Böse, Rätselhafte, von dem alle insgeheim als von seinem leibhaftigen Erzeuger sprachen. Aber dieses dunkle Wissen um sein Geschick und Herkommen — aus schlecht gewahrten Reden der Großen erlauscht — überragte sein Verstehen, drohend, furchterregend wie der brüchige Felsen über dem geduckten Schindelhaus.

Das letztere behielt Matthias mittlerweile von seinem Versteck genau im Auge; er vernahm den Aufbruch der Fremden, die den Staffelweg hinterm Haus emporklommen, und sah die Basgotte mit dem Geschirr über die Schwelle treten. Gleichwohl dachte er nicht daran, wieder an seine Arbeit zu gehen. In Bälde mußte ja der Vettergötti heimkommen, der ihn vielleicht vor einer harten Züchtigung schützen würde. Wäre sein Herz leichtfertig gewesen, so hätte er nun der Versuchung, sich dem lustigen Hirtenbuben zu gesellen, schwerlich widerstanden. Ein Glas kuhwarme Milch, ein Stück Brot wäre ihm dort drüben auch nicht entgangen, als Entgelt dafür, daß er hier zur Strafe sicher ungegessen zu Bett gehen mußte. Statt dessen sah er wehmütig zu, wie das Vieh heimgetrieben wurde, wie das Sonnengold gemach bergan entwich und die Schatten im Tale dichter zusammenrückten. Das helle Herdengeläut übertönten die Glockenchöre von Simmen und Guggisau — dem stattlichen Bauerndorf im Grund und dem reichen Kurort über dem Gupf —, sogar die des Treustädter Doms klangen wie Orgelton herauf, als müßten sie den Stadtsonntag aus unbeschritten heiligen Höhen entbieten. Allein je dunkler es wurde, um so schwärzer stiegen auch die Gedanken des Knaben hervor. Alles Ungemach, das er dulden mußte, kam ihm verschärft zum Bewußtsein: Schimpf und Stichelreden der anderen Kinder, die keine Ahndung fanden, unverdiente Schläge, die er nicht selten für fremde Schuld empfing, so viele Arten von Zurücksetzung im Hause, dazu die Wutanfälle der Basgotte beim geringsten Versehen und das bittere Heimweh nach steter Liebe und Gerechtigkeit — dies alles war stärker als die himmlische Langmut und versöhnliche Kraft der kindlichen Seele. Matthias kannte landauf, landab kein Hundeloch, in das er sich nicht lieber verkrochen hätte. Auf Rettung sann er umsonst. Was war da zu hoffen? Die Mutter konnte ihn — wie er auch bäte — doch nicht behalten; aus Furcht, ihr Kummer zu machen und das Kommen zu verleiden, traute er sich nie, ihr seine Not zu gestehen.

So brannte unbewacht ein wildes Feuer in seiner Brust und böse Saat ging auf in der heimlichen Glut.

Als Matthias endlich den Vater Angehr und Konrad mit der vollen Kraxe gewahrte, hatte er doch nicht den Mut, aus dem Versteck hervorzutreten und so zu tun, als ob nichts Besonderes vorgefallen sei. Erst eine halbe Stunde später, als die Familie beim Abendbrot saß, schlich er auf den Zehen ins Haus und kam ungesehen ins Bett, wo des Leibes Müdigkeit sich der geplagten Seele erbarmte. Ueber der Hoffnung auf ein volles Sonntagsglück und im Gefühl, der Rute entgangen zu sein, mochte er selbst den Hunger vergessen. O heilsamer, freundlicher Schlaf, Paradies der Verfolgten, Quelle der Schmachtenden, grundloses Meer, darin alle Nöte versinken!

Hingegen lag Matthias am Morgen lang vor Tagesanbruch mit offenen Augen zwischen seinen schlafenden Bettgenossen. Er wäre so gern aufgestanden, ins Freie entwichen, da ihn die große Erwartung nicht mehr ruhen ließ und von dem wachen Stilliegen alle Glieder zuckten. Aber das Wagnis machte ihm bang.

Endlich schlüpfte er diebisch behutsam unter der heißen Federdecke hervor, kam glücklich aufrecht zu sitzen und harrte dann eine Minute gespannt, ob einer der drei Schläfer sich rege. Konrad lag mit beinah überhängendem Haupt am Rand des rohgezimmerten Bettes, das breit, niedrig, tragsam war wie ein Floß und dessen Matratze in der Mitte eine stattliche Mulde aufwies, in der die kleine Frida und Matthias immer wie in einer Gruft begraben lagen. Der Große schlief fest, finster, mit offenem Munde, während Marie, unter den Augen zart gerötet, fühlbar schwer Atem holte und fieberhaft glühte. Aengstlich starrte Matthias in ihr schmalwangiges, blasses Gesicht, auf die schier durchsichtigen, langbehaarten Lider. In der Kinngrube, auf der Oberlippe, in den Nasenrillen und an den Schläfen, daran die Haare klebten, blinkten feine Schweißperlen. Nie war sie ihm im Wachen so frühalt und welk erschienen; zum erstenmal ergriff ihn eine flügelschlagende Furcht vor dem, was Krankheit hieß. Das gesunde Herz duckte sich scheu vor der düsteren Erkenntnis und erfaßte sie nur um so stärker, als sein Blick danach das rotknospige, pausbäckige Gesicht der kleinen Frida streifte, deren Goldhaare die Farbe des Lebens noch frischer erscheinen ließen.

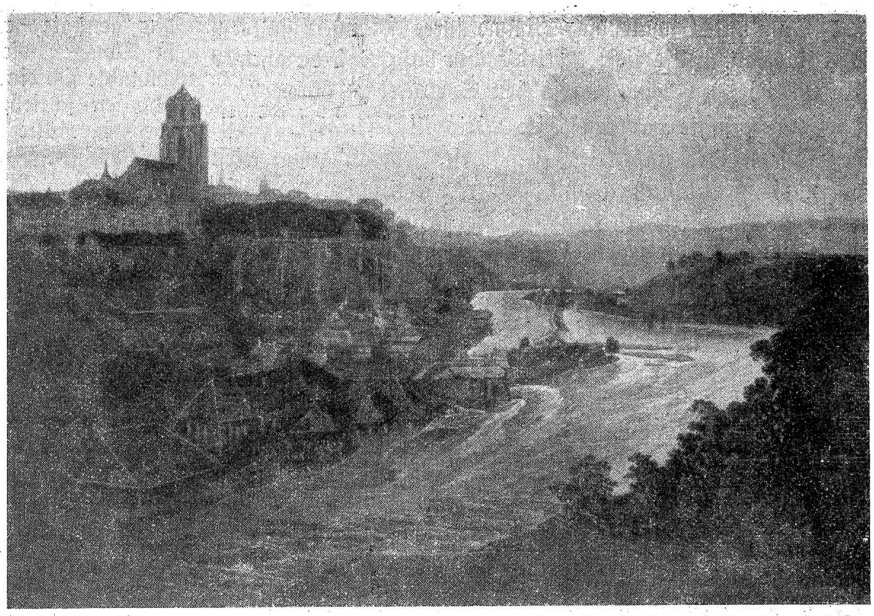
„Mariele!" flüsterte er bang, als müßte er sie von traumhaften Qualen erlösen. Kniend hielt er sich an der Bettstatt fest und beugte sich lauschend nieder. Die schöne, himmelhohe Hoffnung hatte er beinah vergessen, als die Angerufene, deren Schlummer leise war wie ein Vogelschlaf, die Augen aufschlug und sich fragend umsah in der matt erhellten Dachkammer. An das rotverhängte Lukenfenster pochten die ersten Strahlen.

„Hat die Mutter geklopft?" staunte sie den Wecker an, der im graugestreiften Kattunhemd mit wirrem Kraushaar so absonderlich über den Köpfen der anderen hockte. Aber dann besann sie sich gleich, daß es Sonntag war und die Eltern gewiß noch lange nicht ans Aufstehen dachten. Es konnte ja nach dem Licht kaum viere sein. Sie stieß Matthias den spitzen Ellbogen in den Leib: „Kannst einen nicht ausschlafen lassen? Du liegst mir jetzt still oder ich wecke den Großen, der wird dich dann schon zwicken und zwacken, daß du's lieber besser hättest!" Dann drehte sie sich entschlossen auf die andere Seite, während der Gescholtene eingeschüchtert unter die Decke rutschte. Aber er legte schmeichelnd den Arm um ihren Leib, drückte den Kopf in ihren Nacken und bat leise flüsternd: „Mariele, weißt du etwas? Was hat der Vettergötti berichtet?"

„He, nein, ich weiß nichts. Laß mich in Ruh'!" sagte sie böse und schlaffüchtig. Er merkte jedoch gleich, daß sie log. Es schmerzte ihn wie ein giftiger Stich. Alle um ihn wußten, ob seine Mutter heut zu kommen gedachte, nur

ihm, dem allein es galt, wurde das tückisch verschwiegen! Er bot dem Mädchen den zu erwartenden Kuchen und sonstige Schleckereien an, versprach sogar, alles, was er an Batzen erhalte, in ihre Sparkasse zu legen — umsonst; sie gönnte ihm die Freude nicht, sondern verhöhnte ihn noch: „Wärst du gestern nicht fortgelaufen, so wüßtest du's jetzt!"

Matthias kannte längst diesen gehässigen Geist, welcher sich der Angehrkinder allemal bemächtigte, wenn seine Mutter im Anzuge war. Er begriff sogar dessen Ursache. Von den beiden Schwestern war seine Mutter die Jüngere, Schönere, Feinere, sanft und gut wie ein Engel, und ihre vornehmen Kleider rochen stets nach Blumen. Schon daß sie an zwei Fingern Ringe, dazu seidene Handschuhe trug, einen prächtigen Sonnenschirm, einen wallenden Federhut und Schuhe mit glänzenden Spitzen hatte, das machte die anderen fast blind vor Verdruß. Sie taten dann immer, als hätten sie nichts von alledem gesehen. Aber er gab genau auf alles acht. Die Basgotte vergaß nie, die Mutter zu mustern und vorwurfsvoll zu fragen: „Was hast du dafür ausgegeben?" Weil sie lieber gewollt hätte, das Geld wäre in ihren Säckel geflossen. Ihm jedoch gefiel es über die Maßen. Mochten sie ihn dafür schlagen, mißhandeln: wenn nur die Mutter fortfuhr, schöne Kleider zu tragen.



Heinrich Rieter: Ansicht von Bern vom Muristalden.

In seiner Erregung sagte er Marie alles, was ihm da einfiel; er ließ jede Vorsicht fallen und machte sich kampfbereit.

Sie schlug seinen grimmigen Angriff ab, indem sie nach ihrer Weise sonderbar altklug betonte: „Es wär', denk', gescheiter, du hättest einen Vater wie wir, so brauchtest du überhaupt nicht bei uns zu sein! Wir wären froh!"

Dabei nahm sie die Decke zwischen die Zähne, weil sie dachte, er werde sie vor Wut gleich an den Haaren reißen.

Matthias entgegnete bebend vor Scham und tiefem Kummer: „Ich hab' wohl einen — so gut wie ihr", allein er schluckte schrecklich an diesen Worten.

„Gelogen!" zischte sie. „So sag, wie heißt er?"

„Jakob!" beharrte er in großer Bedrängnis, nur so aufs Geratewohl und weil das der oft gehörte Name des Großvaters war.

Marie fuhr wie gestochen herum, stützte sich auf beide Hände und sah das Bürschchen wahrhaft entsetzt an.

„Und wie noch mehr?"

„Jakob Böhi!"

Ach, du großer Gott! Zuerst war sie einfach starr über seine verzweifelte Kühnheit. Daß einer so gottverlassen lügen durfte! Aber da zappelte der Frevler auch schon in ihren Maschen. Er konnte ihren drohenden, rechthabenden Blick nicht länger aushalten. Die Brust schnürte sich ihm zusammen. Am liebsten wäre ihm gewesen, das Dach wäre eingestürzt.

„Siehst du, wie du lügst! Deine Mutter heißt ja Böhi. Da müßte doch der Vater einen ganz anderen Namen haben. Wir heißen drum Angehr, weil unser Vater so heißt. Und du nur Böhi, weil du halt keinen hast. Gelt, he!" triumphierte sie grausam, verfiel dann aber vor Aufregung in einen so lauten, atemraubenden Husten, daß auch die anderen davon aufwachten.

Im Gefühl seiner schmachvollen Niederlage trommelte Matthias mit aller Kraft und beiden Fäusten auf Marias Rücken; nicht von fern dachte er mehr an ihr schmerzverklärtes, weltscheues Traumgesicht. Im Nu war das warme Nest voll Leben, Kampf und Kriegsgeschrei. Der Große fuhr desgleichen wie eine getretene Otter herum und warf sich wutschnaubend auf den Störenfried, die kleine Frida hingegen sprang flink wie ein Wiesel auf die Beine, hob die Falltür und schrie im Bewußtsein ihrer Rechtschaffenheit geradezu begeistert hinunter: „Mutter, komm schnell mit dem Riemen, sie balgen, sie reißen einander die Haare aus!"

Die Beschwörung war nicht vergebens. Noch ehe sich der wüste Knäuel löste, wuchs die Rache leibhaftig aus dem Boden. Frau Angehr stürzte im blutroten Unterrock, dazu wohlbewaffnet, herbei und teilte, bis sie Näheres erfuhr, zuvörderst auf gut Glück einige Streiche aus. Das eigentliche Strafgericht begann freilich erst, als sie den Grund des Getümmels kannte. Obwohl alle vier wie die Hühner beim Füttern gackerten, stellte sich doch bald heraus, daß der ungeratene Schwestersohn wieder der Uebeltäter war. Etwas Aergeres als die Klage, wie dieser sich gegen ihre eigenen Kinder seiner besseren Mutter rühmte, hätte ihr der Tod nicht hinterbringen können. Vor Wut verlor sie fast die Besinnung, ihre aufgelösten Haare schlenkerten wie Schlangen um den Kopf, und Matthias, den sie mit einem Ruck aus dem Bett zerrte, kam nicht dazu, ihre Knie zu umfassen, seine Unschuld zu beteuern. Sie wirbelte ihn gleich einem Laubsack zum Ausklopfen im Kreis herum und ließ das Leder weidlich auf seine Nacktheit klatschen, bis ihm und ihr zugleich Hören und Sehen verging.

Von unten schalt die Stimme ihres Mannes, zu dem Matthias um Hilfe rief: „Wird's nun bald Ruh da oben?? Komm' ich dazu heim, um solchen Spektakel zu hören?"

„So", sagte das erschöpfte Weib tiefbefriedigt, als sie den Taumelnden aufs Bett zurückstieß, „ein andermal wirst du nicht mehr prahlen mit deiner verwelschten Lammer. Dank du dem Herrgott, daß wir dich in den Fingern haben. Was die aus dir machte — es würde dem Teufel drob grausen."

Damit verschwand sie wieder in der Versenkung, und zwar ohne jedes Bedauern, das sonst oft nachträglich über sie kam, wenn sie sich gegen das „unsaubere Früchtchen" hatte hinreißen lassen. Sie besaß keinen Begriff davon, daß ihre blindwütende Strafart dem betroffenen Kind nur Haß und Grausen, keineswegs Respekt einflößte. Auch den gelinden Einspruch des Mannes, der selten ein Kind hart anfaßte, hingegen sich selber manchmal gegen sein rabiates Weib zur Wehr setzen mußte, wies sie entrüstet zurück.

„Das fehlte noch, daß der Tropf mich ungestraft bei meinen eigenen Kindern schlecht machen dürfte! Solcher Flausen stecken noch manche in seinem Schädel, aber ich will sie ihm schon herauspauken. Da tu' ich noch ein gutes Werk. Der Lauser! Man möcht' manchmal schier aus der Haut fahren!"

„Und doch wär's dir auch nicht recht, wenn er zu anderen Leuten käme! Es steht dir ja frei, kannst ihn morgen schon los sein!" mahnte er sie an ihren Eigennutz. Die Schwägerin sparte nicht am Kostgeld und kam nie ohne Geschenke ins Haus.

„Nein! Ich hab's unserem Vater auf meine Seligkeit versprechen müssen, das Bürschlein zu behalten und auf ihn acht zu geben!" beschönigte sie wiederum den Sachverhalt. „Oder glaubst du, ich wäre schlecht genug, ihn, falls die Seine stürbe, ins Waisenhaus zu geben?"

(Fortsetzung folgt.)

Wohlauf, noch getrunken ....

Skizze von Max Karl Böttcher.

Das war zur Jahreswende 1839/40, als der junge, so schnell bekannt gewordene Musikus Robert Schumann im dämmernden Abend die triste Landstraße von Connewitz nach Leipzig hereinwanderte. Tief in Gedanken versunken marschierte er dahin, und es waren recht trübselige Gedanken, die an diesem sinkenden Silvesterabend sein Gemüt bewegten. War doch seine dritte Werbung um die berühmte Klavier-Virtuosin Klara Wiek von ihrem stolzen Vater, dem bedeutenden Musiklehrer Wiek in Breslau, abermals schroff abgelehnt worden. Nun wanderte Schumann schon seit Tagen diesen gleichen Weg, den er früher in seliger Liebesfrühlingszeit so oft mit seiner Klara gegangen war, und auf diesen einsamen Märschen vergrub er sich ganz in seinen Liebeskummer, holte Erinnerungen hervor und grübelte und sann, wie er es wohl zu größeren Ehren und vermehrten Einnahmen bringen könnte, um den anspruchsvollen Vater Wiek zu bewegen, ihm doch noch Klara zum Weibe zu geben. Wohl hatte er 500 Taler Jahresrente von seinem väterlichen Erbe, wohl brachte ihm die Redaktion der „Neuen Zeitschrift für Musik" einige Taler ein und auch seine bisherigen Kompositionen schufen ihm einige Einnahmen, aber das genügte dem Ehrgeize des Vaters Wiek (nach ihm ist in Dresden die Friedrich Wiek-Straße genannt) nicht, er wünschte sich einen Schwiegersohn, der Opernwerke und Symphonien schrieb, die die Welt eroberten und Ruhm und Geld in Hülle brachten. Höhnisch und überhebend hatte er dem kühnen Brautwerber geschrieben: Wo bleibt denn Ihr Freischütz, wo Ihr Don Juan? Freilich, Opern zu schaffen, das lag nicht im Wollen und Können Robert Schumann, aber Geld, viel Geld mußte er verdienen, um seine über alles geliebte Klara zu erringen, das war ihm klar! Aber wie?! Von Leipzigs Kirchen ertönte jetzt aus weiter Ferne Glockenklang, Silvestergeläut. Es wurde bitterkalt, winzige Schneeflocken rieselten herab, und Schumann schritt rüstiger aus, um seine warme, traute Arbeitsstube zu erreichen. An seinem Klavier wollte er seinen Kummer stillen. Seine alte Haushälterin, Mutter Steudte, kam ihm schon im Hause entgegen und rief aufgeregt: „Herr Schumann, Herr Schumann, ein fremder Herr wartet schon lange auf Ihre Heimkehr! Er läuft im Zimmer auf und ab und meinte, er hätte eine wichtige Nachricht für Sie!"

„Wer ist es denn?"

„Das verrät er nicht! Er meint, das würde der Herr Doktor schon noch erfahren! Herr „Doktor" hat er gesagt, hi, hi, Herr Doktor!" kicherte die Alte.

„So, Herr Doktor hat er gesagt?! O, dann weiß ich, wer es ist, dann weiß ich auch, warum er mich so sehnsüchtig erwartet!" rief Schumann und stürmte in sein Arbeitszimmer, in welchem ein baumlanger, modisch gekleideter Herr unruhig auf und ab marschierte, und er eilte nun Schumann entgegen und rief freudestrahlend: „Grüß Gott, Herr Doktor honoris causa!"

„Also doch Freund Käferstein! Du machtest mir in deinem letzten Briefe aus Jena bereits Andeutungen und..."

„Ja, und nun ist es Wahrheit geworden! Ich komme direkt per Eilpost aus Jena und verkünde dir feierlichst und als Erster, daß die hohe Fakultät geruht hat, dir in Anbetracht deiner künstlerischen, kritischen und ästhetischen Tätigkeit den Doktortitel ehrenhalber zu verleihen! Na, wie habe ich das gemacht?"

„Fein hast du das gemacht! Du ahnst ja nicht, wie fein! Das bringt mich im Ansehen des Herrn Friedrich Wiek doch um ein gutes Stück weiter!"

„O, noch immer Liebeskummer um Klara Wiek?"

„Mehr denn je! Meine dritte Werbung hat Vater Wiek abermals zurückgewiesen, ich sei nicht bedeutend genug und verdiene zu wenig Geld."

„Ja, ja, so ist es nun, wenn man sich ein Mädel von Weltruhm zur Braut erkürt! Die Erfolge deiner Klara als Pianistin sind ja auch geradezu unerhört! Kürzlich wurde sogar in Jena erzählt, daß selbst der alte Goethe, vor dem sie vor Jahren spielte, ganz begeistert gewesen sei."

„Gewiß, der greise Geheimrat trug ihr sogar das Stuhlkissen eigenhändig herbei, damit sie am Klavier bequemer säße, und dann schenkte er ihr beim Abschied sein Brustbild-Medaillon mit der Widmung: Der geistreichen Klara Wiek."

„Schau, schau! Nun, dann ist es ja auch menschlich verständlich, daß der Vater einer so berühmten Tochter etwas ganz Extrafeines als Eidam haben möchte. Uebrigens, da habe ich eine Idee: Gehe doch nach Wien in die Stadt der Musiker! Gib deine Zeitschrift dort heraus und wirke dort als Komponist! Man hat dort mehr Verständnis für Musik, als hier im nüchternen Leipzig, und dort wirst du mehr Geld verdienen!"

„Nach Wien?! — Mann, welche gütige Fee sendet dich heute, zum Silvesterabend zu mir? Erst bringst du mir den Doktorhut und dann diese köstliche Idee?! Nach Wien?! Wo vor kurzem meine Klara solche geradezu enthusiastische Erfolge hatte, dort werden sie mich als ihren zukünftigen